

9. November 2024 – Gedenkveranstaltung

Prof. Dr. Christoph Dohmen

Der Ort, an dem wir uns zu dieser Gedenk- und Mahnfeier versammelt haben, hat es in sich, denn in ihm ist die Geschichte und das Schicksal vieler Menschen verdichtet. Eigentlich sind hier sogar drei Orte zu unterscheiden, die so miteinander verbunden sind, dass sie uns heute nicht nur an Vergangenes erinnern können, sondern mahnen sollten.

Die Synagogengedenkstätte, an der wir stehen, markiert nicht den Ort der ehemaligen Synagoge. Gleichwohl wird durch den Gedenkstein, der in ihrem Zentrum steht, an diesen besonderen Bau erinnert, der Ausdruck des Lebensgefühls von Jüdinnen und Juden in Lüneburg war, die sich als Teil der Lüneburger Stadtgesellschaft gesehen haben und auch so gesehen wurden.

Vor 130 Jahren, am 6. Juni 1894 fand unter großer Beteiligung der Repräsentanten der Stadt und der Kirchen sowie der Bürgerschaft die Einweihungsfeier der Synagoge statt, bei der der Vorsteher der jüdischen Gemeinde die Schlüssel zur Synagoge dem Oberbürgermeister als Symbol dafür übergab, „dass wir Ihrem Schutze und dem Schutze der Bürgerschaft diesen Tempel anvertrauen, der zur Ehre des allmächtigen Gottes errichtet ist“. Leider erfüllte sich dieser Wunsch nicht, denn der Schutz, weder der Stadt noch der Bürgerschaft, währte lange. Schon Ende der 1920er Jahre gab es antisemitische Angriffe gegen die Synagoge. Sie lösten aber keine Bestürzung oder gar ein schützendes, solidarisches Eintreten bei denen aus, die 30 Jahre zuvor von „unserer“ Synagoge gesprochen und sie gar zu den „Zierden“ ihrer Stadt erklärt hatten.

Bald schon schlug der gewünschte Schutz sogar in das Gegenteil um. Die jüdische Gemeinde geriet immer mehr unter den Druck antisemitischer Anfeindungen, die schließlich dazu führten, dass sie das begehrte Grundstück der Synagoge im Oktober 1938 deutlich unter Wert verkaufen und den Synagogenbau auf eigene Kosten abreißen lassen musste. Das geschah alles nicht nur unter den Augen des Rates der Stadt, sondern mit mehr oder weniger deutlicher Zustimmung und Beteiligung.

In der Nacht zum 9. November 1938, als in Deutschland allerorts Synagogen brannten, waren von der Lüneburger Synagoge nur noch Mauerreste und ein Schutthaufen geblieben. Der blieb noch länger – und man störte sich offensichtlich nur am Anblick der Abrissreste, nicht an dem, was dort geschehen war, weshalb die Stadt 1940 beschloss, das Grundstück, erst einmal als Grünanlage und

Kinderspielplatz zu nutzen, sodass die Lüneburger-Anzeigen 1941 davon berichten konnten, dass dort, wo „früher der Judentempel unseligen Angedenkens“ stand, heute ein „Sonnenplatz für frohe, gesunde Kinder“ sei.

So blieb der Ort auch noch, als 1945 eine neue, große jüdische Gemeinde in Lüneburg entstanden war, die aber nicht aus ehemaligen Lüneburgern, sondern aus Befreiten der NS-Lager stammten. Das Mitteilungsblatt der befreiten Juden in der britischen Zone, „Unzere Sztyrne“ berichtet von ca. 600 Juden, die Mitte August 1945 in Lüneburg lebten, 90% allerdings in Krankenhäusern...

Freundlich auf- und angenommen war diese jüdische Gemeinde in Lüneburg nicht. Sie war geduldet, weil sie unter dem Schutz der britischen Besatzungsmacht stand. Wer konnte, verließ Lüneburg wieder; sodass die Gemeinde immer kleiner wurde und sich 1958/59 endgültig auflöste.

Doch diese jüdische Gemeinde hat uns, der Stadt Lüneburg, etwas hinterlassen; ein sichtbares An-Denken, eine Mahnung – in Stein gemeißelt. Nicht durch Unterstützung der Behörden oder der Bürgerschaft, sondern teils sogar gegen deren Widerstand mit Hilfe der Briten wurde ein Gedenkstein aufgestellt. In der örtlichen Presse hat es bezeichnenderweise nur zu einer Randnotiz gereicht. Am 24.4.1950 heißt es in der LZ „Auf dem Grundstück der ehemaligen Synagoge der Jüdischen Gemeinde in Lüneburg wurde am vergangenen Wochenende ein 50 Zentner schwerer Gedenkstein aufgestellt. Er soll im Rahmen einer Feierstunde Mitte Mai d.J. enthüllt werden. Die Synagoge wurde in der „Kristallnacht“ 1938 zerstört“. Mehr wird nicht berichtet, von der angekündigten Enthüllung gibt es keine Nachricht mehr und von einer Beteiligung der Repräsentanten von Stadt, Kirchen und Bürgerschaft wie bei der Synagogen-Einweihung 1894 ist nichts bekannt.

Bis dieser Stein in der Mitte der heutigen Gedenkstätte sein Platz gefunden hat, wurde er zuvor bei der Bebauung des Grundstücks 1955 an den Rand des ehemaligen Synagogengrundstücks versetzt. Über das Schicksals des Steins und das Entstehen der Synagogengedenkstätte wird oft vergessen, was auf dem Stein steht und welche Botschaft die damalige Jüdische Gemeinde unserer Stadt übermitteln wollte

Die Inschrift des Steins wirft Fragen auf, *will* Fragen stellen, sie *will* irritieren.

In der jüdischen Nachkriegsgemeinde war sehr wohl bekannt, dass die Synagoge nicht einem Anschlag vom 9. November zu Opfer gefallen ist. Wenn die Inschrift dennoch davon spricht, dass die Synagoge „durch Nazi-Terror zerstört wurde“, ist das als verdeckte Mahnung zu verstehen, sich nicht mit den schnellen und ach so

einfachen Erklärung und Entschuldigungen zufriedenzugeben, das seien die schlimmen Taten einiger weniger Nazi-Schergen am 9. November gewesen.

Die zweite, weit größere Irritation entsteht durch das Zitat als dem Talmud:

Wehe mir, dass ich zerstörte mein Haus und verbrannte mein Heiligtum, zerstreute meine Kinder unter die Völker.

Dass Gott selbst klagt, sein Heiligtum angezündet zu haben, ist ein uns sehr fremder Gedanke, der aus religiösen Vorstellungen kommt, denen wichtig ist, dass Gott hinter allem steht, was in der Welt geschieht, ohne dass damit die Menschen aus ihrer Verantwortung entlassen seien. Der Gedanke bricht die übliche Suche nach Tätern und Opfern auf, um eine andere Perspektive auf das Geschehen zu finden und sich selbst darin verorten zu können. Wenn Juden und Jüdinnen nach dem Krieg ihr Schicksal aus ihrer religiösen Tradition heraus mit dem Schicksal „unserer“ Lüneburger Synagoge verbunden haben, dann muss uns das eigentlich auch heute noch aufrütteln, ja beunruhigen, weil es uns vor die Frage stellt, was uns fehlt, wenn es keine Synagoge und keine jüdische Gemeinde in der Stadt gibt.

Der Gedenkstein in der Mitte der „Synagogengedenkstätte“, die nach langjährigen Diskussionen 2018 endlich errichtet wurde, muss uns Mahnung sein, nicht mit Gedankenlosigkeit, Verschweigen und den immer wiederkehrenden Rechtfertigungsversuchen auf das zu reagieren, was geschehen ist und auch bis heute noch geschieht.

Der deutsch-israelische Lyriker Jehuda Amichai lässt in der letzten Strophe seines Gedichts „Der Ort, an dem wir recht haben“ eine leise Hoffnungsperspektive hörbar werden:

Zweifel und Liebe aber

lockern die Welt auf

wie ein Maulwurf, wie ein Pflug.

Und ein Flüstern wird hörbar

an dem Ort, wo das Haus stand,

das zerstört wurde.

(aus: Jehuda Amichai, Der Ort, an dem wir recht haben)